

NEOLOGISMUS

AUSGABE 11/2016



Foto: Lukas Heilmann

America the Beautiful, America the Great – S. 10



Foto: NRK P3 – flickr.com (CC BY-NC-SA 2.0)

Opeth – Sorceress – S. 5

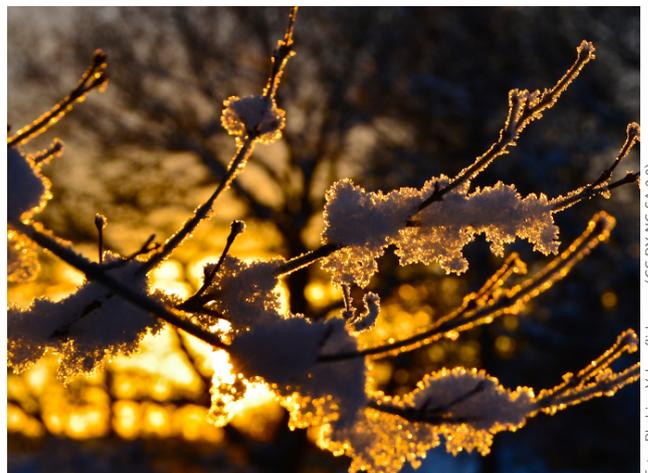


Foto: Plashing Vole – flickr.com (CC BY-NC-SA 2.0)

Vier Weihnachtsgedichte – S. 20

Inhaltsverzeichnis

1	WISSENSCHAFT UND TECHNIK	
	Ich wollte mal alles beweisen!	3
2	FEUILLETON	
	Opeth – Sorceress	5
3	LEBEN	
	America the Beautiful, America the Great	10
	Über Schicksal, freien Willen, und warum wir die falschen Fragen stellen	17
4	KREATIV	
	Vier Weihnachtsgedichte	20

Chefredakteur:

Florian Kranhold

Layout:

Tobias Gerber, Florian Kranhold,
Michael Thies
Erstellt mit L^AT_EX

Autoren dieser Ausgabe:

Florian Kranhold, Marc Zerwas, Lukas
Heimann

Redaktionsanschrift:

Florian Kranhold
Rottenburger Straße 8
72070 Tübingen

Kontakt:

neologismus-magazin.de
facebook.com/neologismus.magazin
info@neologismus-magazin.de
Die gedruckten Artikel geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder. Änderungen der eingereichten Artikel behalten wir uns vor. Trotz sorgfältiger Prüfung übernehmen wir keine Haftung

für die Richtigkeit der abgedruckten Veröffentlichungen.

Der NEOLOGISMUS steht unter einer *Creative Commons*-Lizenz: CC BY-NC-SA 3.0 (Namensnennung, Nichtkommerziell, Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz, creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/). Zur Verwendung enthaltener Inhalte, die nicht durch diese Lizenz abgedeckt wird, nehmen Sie bitte Kontakt zu uns auf.

Veröffentlicht am 1. Dezember 2016.

WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Ich wollte mal alles beweisen!

Eine idealisierte Sicht auf das Studium der Mathematik

VON FLORIAN KRANHOLD

Kennen Sie den Bourbaki? Na hier, der aus Frankreich. Der mit den vielen Büchern. Den es eigentlich gar nicht gibt. Um Unkundige einzuweihen: NICOLAS BOURBAKI ist ein Autorenkollektiv aus Frankreich, das es sich Mitte der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts zur Aufgabe gemacht hat, das mathematische „Allgemeinwissen“, also das Handwerkszeug eines jeden Mathematikers der damaligen Zeit, axiomatisch von Grund auf niederzuschreiben und in einem vielbändigen Lehrbuch, den *Éléments de mathématique* niederzuschreiben. Die Großthemen der ersten Bände geben eine umfassende Einführung in Mengenlehre (*Théorie des ensembles*), Algebra (*Algèbre*) und Topologie (*Topologie générale*). Die Herangehensweise ist dabei ziemlich elegant: Man geht vom Allgemeinen zu den Spezialfällen, und zwar so sparsam, dass man nirgends die gleiche Beweisführung mehrfach anwenden muss. Beschäftigt man sich mit grundlegenden Werkzeugen – und das tut man auch, wenn man „höher“ hinaus und „neue Sachen“ beweisen will, in fortgeschrittenem mathematischen Alter ständig – wird man etwas brauchbares sicherlich im Bourbaki finden, und zwar in der allgemeinsten Form.

Um dem an Details interessierten Leser in einem Absatz ein Beispiel zu geben: Die Algebra wird nicht, wie im Studium üblich, zunächst am Beispiel der Vektorräume im Rahmen der linearen Algebra begonnen, sondern selbstverständlich mit Operationen von Mengen auf anderen Mengen. Operiert die Menge mit gewissen Eigenschaften auf sich selbst, landet man beim Begriff des Mo-

noids oder spezieller bei dem der Gruppe. Von diesem kommt man zu Ringen und betreibt erstmal Idealtheorie. Erst jetzt schaut man sich lineare Strukturen an, natürlich zunächst in Form von Moduln über Ringen. Dann ist der Übergang zur Vektorraumtheorie nur noch ein kleiner Schritt, indem Moduln über Körpern betrachtet werden. Da das Konzept von Linearität ja bereits bekannt ist, muss man nur noch einsehen, dass Moduln über Körpern frei sind (zu deutsch: Jeder Vektorraum hat eine Basis), um den ganzen Rest, der noch zum Inhalt der Erstsemestervorlesung *Lineare Algebra* fehlt, mit wenigen Argumenten, die aus abstrakteren Überlegungen bekannt sind, zu erschlagen. Außerordentlich ästhetisch.

Nun ist das Mathestudium ja bekanntlich anders organisiert, und das aus gutem Grund: Zwar ist es notwendig, dass Erstsemester lernen, vollständig formal zu argumentieren, allerdings ist es regelrecht kontraproduktiv, den Weg vom Allgemeinen zum Speziellen konsequent durchzuziehen. So ist es unsinnig, zunächst einen umfangreichen Vorbau an abstrakter Algebra zu lehren, bevor die Studenten viel intuitivere Strukturen wie etwa die der Vektorräume kennen lernen: Die allgemeineren Strukturen sind nunmal nicht immer die, die am einfachsten verstanden werden können. Außerdem werden Grundvorlesungen oft von Studenten anderer Fächer wie etwa der Physik mitgehört, für die natürlich die Vektorraumtheorie deutlich wichtiger und grundlegender ist als etwa die Ideal- oder Modultheorie. Ein weiterer wichtiger Punkt:

Konzepte, die so abstrakt sind, dass sie zunächst wenig anschaulich sind, müssen *motiviert* werden: So wird man etwa die Struktur topologischer Räume nur dann vernünftig – und auch viel einfacher und schneller – begreifen, wenn man vorher in anderen Räumen auf die Frage von Offenheit und Abgeschlossenheit gestoßen ist.

Nun gibt es Menschen, und ich gehöre zu dieser Sorte, die Mathematik mit sehr theoretischen und akademischen Bestrebungen studieren, die also die Mathematik nicht als Methodenlehre oder Sprache ansehen, sondern das „große Ganze“ verstehen wollen. Zu diesem Zwecke ist es unerlässlich, die Standardwerkzeuge aus allen möglichen Semestern parat zu haben. Es mag hier unterschiedlich gebaute Matheköpfe geben, aber ich meistere dies am besten, wenn ich genau weiß, was auf welchem Abstraktionslevel passiert, und sozusagen aus der Entfernung die größeren Zusammenhänge sehen kann. Studiert man aber, wie natürlich auch ich, in der didaktisch sinnvollen Reihenfolge, so ist man eigentlich ständig gezwungen, seine Sicht auf „das Ganze“ umzustellen und Wissen aus vergangenen Semestern an eine andere Stelle im Kopf zu schieben. Ich ließe mich zu der verkürzten Aussage hinreißen: Ein Großteil des Mathematikstudiums ist Defragmentierung und Reorganisation von Wissen.

Nun habe ich, um das mit einiger Disziplin und auf eine Weise, bei der man auch Ergebnisse sieht, zu betreiben, angefangen, Großzusammenfassungen zu schreiben, also den Stoff der vielen Vorlesungen, die man

in den letzten Jahren gehört hat, in der Reihenfolge aufzuschreiben, in der es einem am elegantesten und systematischsten vorkommt, wo also auch der Spezialfall nach dem Allgemeinen kommt. Natürlich inklusive aller Beweise.

Nicht selten wird man für diesen Ansatz belächelt. „Das steht doch eh alles im Bourbaki!“ oder „Du verschwendest Lebenszeit darauf, das Rad neu zu erfinden.“ oder „Dabei kommt doch keine neue Erkenntnis raus. Alles, was Du aufschreibst, kann man sich in wenigen Minuten wieder herleiten. Oder einfach nachschlagen – zum Beispiel im Bourbaki.“ Tatsächlich stellt man irgend-

wann fest: Je intensiver ich mir Gedanken über eine systematische Anordnung der mathematischen Konzepte und Werkzeuge mache, desto mehr haben die Zusammenfassungen die Struktur von Bourbaki-Büchern. Und ja, da steht mehr drin als in meinen PDFs. Es *ist* ein Fass ohne Boden, und – um in der Metapher zu bleiben – den Wassertank gibt es bereits.

Aber ich möchte trotzdem dafür plädieren, solche Großprojekte in Angriff zu nehmen. Es ist nämlich doch mehr als eine einfache Neuerfindung des Rads! Man lernt sehr viel dabei. Ich habe derzeit den direkten Vergleich. Ich bin dabei, die Großblö-

cke *Algebra* und *Topologie* zu ordnen, und vorlesungsbedingt kümmere ich mich derzeit mehr um die Topologie. Ich habe also den direkten Vergleich und merke, wie viel sicherer und souveräner ich die Werkzeuge der Topologie verwenden kann, während ich mich in der Algebra öfters frage: „Stimmt das wirklich? Hast Du das mal bewiesen? Ach komm, das kannst Du Dir sicherlich nochmal herleiten ...“

Kurzum: Man wird mit dem Ergebnis wahrscheinlich nie zufrieden sein, aber um eine alte Lebensweise in ein spezielleres Gewand zu kleiden: Die Nebeneffekte des Weges bringen manchmal mehr als das Ziel.

FEUILLETON

Opeth – Sorceress

VON MARC ZERWAS



Foto: NPK P3 – flickr.com (CC BY-NC-SA 2.0)

Opeth ist eine ulkige Band. Mitte der neunziger Jahre begannen die Schweden aus Stockholm munter mit relativ anspruchsvollem Death Metal ihre erfolgreiche Karriere. Nach einigen Alben wurden ihre Kompositionen doch immer komplexer, und sie integrierten viele weitere Einflüsse aus progressiveren Gernes in ihr Schaffen. Konzeptalben wie *Still Life* (1999) oder atmosphärische Meisterwerke wie *Ghost Reveries* (2005) erblickten die Welt. Doch bis 2008 blieben sie der metal-lastigen Grundlage treu, und auch der mächtige Growlgesang MIKAEL AKERFELDS war stets Bestandteil ihrer Songs, auch wenn die Musik langsam etwas verkopfter wurde.

Mit *Heritage* (2011) wandten sie sich schließlich gänzlich einem progressiven Rock der 70er Jahre hin. Das Album wurde sehr kontrovers aufgenommen. Nicht nur stellte es einen radikalen Bruch mit den bishe-

rigen Werken dar, auch wirkte das Projekt für viele (mich eingeschlossen) etwas holprig und unkoordiniert ausgeführt. *Pale Communion* konnte 2014 viele der Schwächen beheben und es schien sich etwas Selbstbewusstsein zur neuen Ausrichtung einzustellen. Es war ein gutes Album und in weiten Teilen brillant komponiert. Man schien nun zu wissen, was man eigentlich wollte, die Lieder wirkten in sich schlüssiger und es war eine rundum angenehmere Hörerfahrung als das etwas ziellose *Heritage*. Doch für mein Empfinden mangelte es dem Album zu sehr an Atmosphäre. Es war ein herausragendes Testament für die technischen Qualitäten von Opeth, doch riss es mich nicht so mit, wie ich es aus alten Werken gewohnt war.

Nun erscheint zwei Jahre später *Sorceress*, ihr zwölftes Album. Wer auf eine Rückkehr zu alten Mustern gehofft hatte, den muss ich sogleich enttäuschen. Bereits nach den ersten

veröffentlichten Videos stellte sich heraus, dass man den gegenwärtigen Kurs beibehalten will und sich in diesen sehr progressiven Gefilden weiterentwickeln möchte.

Bevor wir aber mutig durch das Album schreiten, noch eine kleine Empfehlung vorweg. Zwar muss man nicht gleich zur dekadent ausgestatteten Holzbox greifen (auch wenn die ein ganz gutes Preis-/Leistungsverhältnis hatte, wie ich finde), doch würde ich in jedem Fall zum 2-CD-Set raten. Für einen geringen Aufpreis erhält man nicht nur ein schönes Digipak, auch lohnen sich zur Abwechslung die zwei Bonusongs sowie die drei Liveaufnahmen immens.

Doch lohnt sich dieser Kauf überhaupt? Finden wir es heraus! Wie üblich befindet sich auch ein spoilerfreies Fazit am Ende des Artikels.

Das Album startet mit einem ruhigen und sehr stimmigen Intro. Die Akustikgitarre formt in *Persephone*

gleich eine interessante melancholische Stimmung. Man versucht mit diesem kurzen Stück sogleich, den Hörer in den Bann zu ziehen. Wie für Opeth üblich, werden Musiktheoretiker gewiss viele spannende Tonfolgen hören, doch für mich als diesbezüglich eher simpel gestrickte Person ist es schlicht ein wunderschönes kleines Stück, welches als Intro nahezu perfekt wirkt. Gegen Ende wird das Lied noch mit einigen sehr dezenten Orgelklängen und einer kleinen Sprechrolle von PASCALE MARIE VICKERY angereichert. Dies sorgt für einen zwar frühen, aber gelungenen Abschluss dieses netten Intros.

Mit *Sorceress*^[1] beginnt nun schließlich das erste vollständige Lied, das gleichzeitig als Titelsong für das Album fungiert. Für sich genommen gefällt mir der ziemlich coole Riff zu Beginn nach einem kurzen Schlagzeugspiel sehr gut, doch muss ich mal wieder ein wenig über den Übergang von Intro zu *Sorceress* meckern: Dass es keinen fließenden Übergang gibt, stört nicht sehr, da *Persephone* sinnvoll abschließt, doch wäre hier etwas mehr möglich gewesen. Die bereits erwähnte Melodie macht hier jedoch wieder viel wett. Es ist eine musikalische Umgebung, welche für Opeth relativ neu und ungewohnt wirkt, doch passt es sehr gut in die Entwicklung der letzten Alben. Nach einiger Zeit kommt es zu einem sehr überraschenden Bruch, welcher sehr stilvoll in einen zweiten etwas abgehakten, aber irgendwie auch genialen Rhythmus übergeht. Der Gesang von Mikael passt sich diesem Motiv sehr gut an und bringt doch weitere Facetten zu Tage. Man könnte kritisieren, dass durch dieses (im positiven Sinne) sprunghafte Klangbild die Lyrics etwas hölzern wirken, doch ich finde, sie erfüllen vollkommen ihren Zweck. Der Refrain, welcher erneut sehr anders und etwas weicher klingt, fügt sich wunderbar in dieses bis zu diesem Punkt genialen Stück ein. Doch wie es sich scheinbar für dieses Stück gehört, befinden wir uns nach etlichen und interessanten Variationen erneut in etwas gänzlich anderem. Nach dem letzten Refrain befinden wir uns in einem sehr ruhigen Part, in dem der Sänger beinahe zu flüstern beginnt. Langsam bäumt sich das Stück doch

wieder zu einem wundervollen Finale auf. Es ist ein stimmungsvoller und runder Abschluss eines fantastischen Stückes, welches so facettenreich ist, dass man in so wenigen Zeilen nur einen Bruchteil der Ideen anreißen kann.

The Wilde Flowers^[2] stürmt nach diesem sehr stimmungsvollen Abschluss von *Sorceress* direkt mit der Tür ins Haus. Es benötigt nicht mal einen Takt, da sind wir schon mitten in der Strophe. Das ist gewiss gewollt und hat vielleicht sogar seine Fans und Freunde, doch mich wirft es jedes Mal etwas aus der Erfahrung. Auch live wirkte der Beginn so, als sei das erste Notenblatt vom Hund gefressen worden und man hat sich nicht weiter drum gekümmert. Das ist besonders schade, denn hat man sich einmal an diese ungewöhnliche Melodie gewöhnt, so macht das Lied durchaus Spaß. Besonders der Wechsel zum sehr schwunghaften Refrain macht besonders viel Freude. Interessant sind auch in diesem Stück erneut die Wechsel im Tempo. Es scheint das Lied nach dem ersten Refrain beinahe zum Stehen zu kommen und wird fast nur von der einsamen Gitarre und minimalen Gesang getragen, bevor sich das Lied mit einem unfassbaren Solo zurückmeldet. Ab der Hälfte des Liedes kehren wir erneut zu fast flüsterndem Gesang zurück, begleitet von Klavier und Gitarre. Gelegentlich meine ich sogar, eine Harfe zu hören. Nach dem abrupten Beginn hätte man sich niemals vorstellen können, auf einmal in solch eher sphärischen Klängen zu landen. Gegen Ende baut sich das Stück aber doch noch zu einer faszinierend rasanten Passage auf, welche leider zu schnell auftritt, dass man doch etwas zu sehr davon überrascht wird. Darüber hinaus endet es viel zu schnell. Wie bei *Sorceress* handelt es sich um ein wunderbar vielfältiges Lied, welches aber für mein Empfinden leichte Probleme mit einigen Übergängen zu haben scheint.

Mit *Will O The Wisp*^[3] verlassen wir nun erst einmal diese ganzen sprunghaften Tempowechsel und befinden uns in einer für Opeth typischen Ballade. Wie bei den Klassikern wie *Harvest* oder *Burden* wird das Stück größtenteils von der wunderschönen Akustikgitarre do-

miniert. Allerdings gesellen sich dazu noch einige orgelähnliche Klänge. Auch wenn ich das Stück etwas schwächer finde als die ganz großen Balladen der Band, so sind es doch solche Elemente, welche *Will O The Wisp* etwas abheben können. In den Strophen ist die Einheit aus Gesang und der wundervollen Hintergrundmelodie nahezu perfekt. Die Bridge hin zum Refrain stiehlt diesem jedoch etwas die Show, denn dieser wirkt eine Idee zu einfallslos in Relation zum restlichen Song und kann nicht so wirklich herausstechen wie beispielsweise jener von *Harvest*. Doch dies ist alles Kritik auf sehr hohem Niveau, denn das Lied ist in Summe phantastisch gelungen. Erst ab der Hälfte erst das Schlagzeug ein und hält sich weitgehend im Hintergrund. Es bereichert das Stück um eine Facette, ohne zu sehr von der Gesamtstimmung abzulenken. Besonders hervorgehoben sollte zudem der wunderbare Übergang vom letzten Refrain hin zum ruhigen, aber dennoch sehr coolen Gitarrensolo, welches sich abgesehen von einer kurzen Pause bis zum Ende hin erstreckt. Es ist ein gelungener Schluss für ein phantastisches Stück, dessen einzige Schwäche es ist, dass Opeth in der Vergangenheit nur *noch* genialere Balladen verfasst hat.

Nach diesem durchweg sehr ruhigen Song prescht *Chrysalis* direkt aggressiv und mutig voran. Das Album schafft es bis zu diesem Punkt beispiellos, eine angenehme Abwechslung im Tempo aufrechtzuerhalten. Spätestens als Mikael mit seinem lauten und mitreißenden Gesang auf den Plan tritt, wird dem Hörer klar, dass wir uns nun so weit weg von einer Ballade befinden, wie man nur sein kann. Erneut finden sich wieder einige Orgelklänge im Hintergrund dieses Gitarren- und Schlagzeuggewitters. Schnell wechselt das Stück schließlich in einen interessanten Instrumentalpart, in welchem eine sehr witzige Gitarrenspur erstmals zum Vorschein kommt, bevor man sich mit einer neuen, etwas langgezogenen Gesangsstruktur zurückmeldet. Der Rest der Band scheint das aber nicht zu stören und sie spielen weiterhin wie von der Tarantel gestochen.

Es ist ein grandioser Teil des Liedes und man versucht auch noch für einige Minuten, mit diesen zwei Motiven zu spielen, sodass man eine refrainartige Struktur gar nicht vermisst. Es handelt sich aber auch bis zu diesem Zeitpunkt um das rasanteste Stück des Albums. Noch mitreißender wird das Werk jedoch, wenn ab der Hälfte ein beispielloses Gitarrensolo angepielt wird. Doch ist es weniger ein einzelner kurzer Beitrag des Gitarristen. Vielmehr liefern Gitarre und Orgel ein regelrechtes Battle, wie die „Kids von heute“ wahrscheinlich sagen würden. Das letzte Drittel des Stückes ist dann wieder sehr ruhig gehalten. Irgendwie schaffen es die Schweden mal wieder, einen überzeugenden Übergang zu einem faszinierenden Outro zu schaffen. Es wird diesmal weitgehend vom Schlagzeug und einem äußerst ruhigen Gesang dominiert. Auch eine erneut sehr geniale Gitarrenspur gesellt sich dazu und so formt man zum einen eine notwendige Pause nach einem phantastischen und überraschend konstant schnellen Werk, sondern auch einen runden und schönen Abschluss für das Lied.

Das nächste Stück ist nach diesem doch recht rasanten Werk nun das mit Abstand ruhigste auf diesem Album. Denn *Sorceress 2* hat musikalisch schließlich sehr wenig mit dem ersten Teil zu tun. Es knüpft vielmehr inhaltlich an und spinnt die angestoßene Geschichte zu einem wie ich finde sehr unheimlichen und morbiden Ende. Dies wird musikalisch auch interessant unterstützt. So wirkt der Gesang Mikael's gebrechlich und bewusst schwach, dass es einem wahrlich durch Mark und Bein geht. Hin und wieder hört man auch ein sehr unheimliches Echo aus dem Hintergrund. Auch die restliche musikalische Untermalung wirkt sehr ruhig und minimalistisch. Es ist ein interessantes, aber auch sehr kurzes Stück, welches einen nur schwer kalt lassen wird. Auf mich persönlich hat es jedenfalls eine extrem beunruhigende Wirkung – und ich meine das gar nicht mal im negativen Sinne. Mehr wie ein guter Horrorfilm, der einem einen leichten Schauer über den Rücken laufen lässt. Es gefällt mir jedenfalls sehr gut, aber es ist



Foto: jomannary – flickr.com (CC-BY-NC 2.0)

nicht einfach zu hören.

Mit *The Seventh Sojourn* haben wir nun erneut ein verhältnismäßig ruhiges Lied, welches jedoch unter einer selten gekannten Abwechslungsarmut leidet. Nachdem die letzten sechs Minuten bereits sehr ruhig und tendenziell melancholisch waren, führen die folgenden fünf Minuten nun langsam zu Ermüdungerscheinungen. Zwar ist man bemüht, mit einigen orientalisch angehauchten Klängen für eine etwas andere Note zu sorgen, doch das Konzept überzeugt mich insgesamt weniger. Dabei weckt das etwas andere Klangbild zunächst Interesse. Sowas hat man von Opeth bislang noch nicht gehört. Doch bereits nach einiger Zeit hat man das Gefühl, als wüssten sie nicht so recht, was sie damit anfangen sollen. Das eher moderat interessant wirkende Grundmotiv wird immer wieder und wieder wiederholt, wodurch es nicht wirklich interessanter wird. Zwar ist man bemüht, hin und wieder kleine Nuancen zu ergänzen oder zu variieren, doch im Gesamten plätschert das Lied einfach nur unbeeindruckt vor sich hin und kann bei mir abgesehen von Müdig- und Gleichgültigkeit keine Emotionen wecken. Irgendwann glaubt man, dass neue interessante Ideen angedeutet werden, doch viel zu schnell ist man wieder im alten Trott. Gegen Ende wechselt das Lied dann von dieser monotonen Me-

lodie zu einem noch ruhigeren Konzept. Für sich genommen ist dies eine ganz nette Passage und der sphärische Gesang klingt eigentlich sehr interessant, doch so langsam müsste das Album endlich wieder etwas Fahrt aufnehmen. Die erste Hälfte war solch ein Meisterwerk, was Abwechslung und vielseitig betrifft, da wirkt solch ein zähes Spiel umso tödlicher für die Gesamtbetrachtung.

Zum Glück endet dies mit *Strange Brew*. Dabei sollte man sich von dem vielleicht etwas unbeeindruckten wirkendem Titel nicht täuschen lassen, denn dieses Werk hat es faust dick hinter den Ohren. Zunächst hören wir bekannte Zutaten. Das Stück startet sehr ruhig, doch es gelingt in diesem Falle, wieder eine bestimmte Atmosphäre aufzubauen. Die führende Klaviermelodie kreiert gemeinsam mit einigen unregelmäßig verzerrten Gitarren ein Gefühl von Mystik. Man spürt, dass das Stück zu etwas aufbaut, ohne zu wissen was und wann passieren wird. Im besten Sinne erinnert es ein wenig an den mittleren Teil von *Grand Conjunction* auf dem *Ghost Reveries*-Album. Die Spannung scheint förmlich greifbar, als eine nette Gitarrenmelodie diese etwas bricht und den Hörer für einen kurzen Moment in falscher Sicherheit zu wiegen scheint, bevor das Stück richtig loslegt. Denn was hier folgt ist faszinierend. Wie aus dem

Nichts spielt die Hammond-Orgel eine unheimlich schnelle und komplexe Melodie, was für sich genommen eine Intensität mit sich bringt, wie sie für einige Zeit nicht mehr auf dem Album zu hören war. Schließlich gesellen sich Schlagzeug und Gitarre hinzu, was in Summe für einen genialen und mitreißenden Moment sorgt. Dann fügt man noch eine Klaviermelodie mit ein, so als sei dies alles nicht schon vielseitig genug. Es ist schwer zu beschreiben, wie faszinierend diese Passage des Albums ist, doch Opeth scheint sich hier selbst zu übertreffen. Wenn man nun jedoch glaubt, das Lied habe nun alles präsentiert, was es zu bieten hat, so liegt man falsch. Nicht nur klingt der Gesang im Anschluss endlich wieder sehr kraftvoll und stark, auch führt eine nette Bassspur den Hörer einmal mehr in ein beispielloses Gitarrensolo. Nach einigen Minuten dieser förmlichen Explosion von Ideen, welche über zehn Minuten lang auf sich warten lies, befinden wir uns auf einmal zurück zum Anfang des Liedes mit dieser ruhigen und mysteriösen Klaviermelodie, als wolle das Lied andeuten, dass da nun noch etwas kommt. Dies zieht sich jedoch bewusst noch eine Weile und man wartet gespannt, was da wohl noch passieren wird. Auf einmal schweigt jedoch das Klavier und diese vormals sehr zurückhaltende Melodie wird auf einmal durch das druckvolle Schlagzeug sowie dem kraftvollen Gitarrenspiel zu einem furchtbar epischen Produkt. Auch Mikael's Gesang bringt darüber hinaus eine sehr emotionale Komponente zu diesem wundervollen Melodiebogen. Es ist ein sehr mächtiges Finale zu einem grandiosen Song, der eine interessante Mischung aus dem erwähnten *Grand Conjuraton* und *Deep Purple* zu sein scheint. Für mein Empfinden ist *Strange Brew* zudem der stärkste Song des Albums (eventuell gemeinsam mit *Sorceress*) und ein uneingeschränkter Anspieltipp.

Bei *A Fleeting Glance* handelt es sich erneut um ein eher balladenähnliches Stück, welches jedoch erneut eine sehr eigene Atmosphäre versprüht. Nach einem sehr schönen, aber wenig überraschenden Intro präsentiert sich auf einmal ein

sehr seltsames Klangbild. Ein cembaloähnlicher Synthesizerklang mit einem etwas abgehakten Spiel wird von einem ulkig verzerrten Mikael begleitet. Auf eine abstruse Art und Weise scheint diese Idee zu funktionieren. Der Gesang wird hin und wieder leicht verändert, ein kurzes nettes Gitarrensolo setzt ein und schließlich unterstützt auch Axes Schlagzeugspiel das kuriose Konzept. Insgesamt gelingt es auf ungewöhnliche Art, eine verträumte Stimmung zu erzeugen. Selbst als der etwas härte Instrumentalpart einsetzt, wirkt das nicht aufgesetzt, sondern variiert in etwas vertrautere Gefilde. Besonders gefällt jedoch die Passage, in der sich der Gesang von den leicht verzerrten Tönen entfernt. Hier erinnert das Stück dann wieder sehr stark an das *Damnation*-Album von 2003. Das Stück wiederholt daraufhin bekannte Elemente, baut aber sukzessive zu einem sehr schönen Finale hin, welches das Lied dann auch zu einem schön melodischen Abschluss bringt. Darin ist zudem noch einmal ein schönes Solo verarbeitet. In Summe kann ich nicht einmal genau sagen, ob ich das Lied nun mag oder nicht. Der Anfang des Liedes erwischt mich immer noch auf dem falschen Fuß, und auch wenn ich es irgendwie interessant finde, reißt es mich nicht so mit, wie es wahrscheinlich beabsichtigt ist. Erst als die aus *Damnation* bekannten und vertrauten Elemente einsetzen, fühle ich mich sehr heimisch, und das sehr emotionsgeladene Finale versöhnt mich schließlich jedes Mal aufs Neue mit dem Stück.

Und da sind wir auch schon beim letzten vollständigen Lied des regulären Albums. *Era* beginnt zunächst mit einem simplen, aber schönen Klavierintro, welches sich leider zu oft wiederholt, denn da diese Melodie so simpel und kurz ist, wirkt das Stück zunächst etwas zäh und abwechslungsarm. Nach einer guten Minute wechselt der Stil jedoch vollkommen, als das Schlagzeug wie aus dem Nichts durchdreht. Aus der angedeuteten Ballade entwickelt sich nun ein richtig schnelles und spaßiges Rockstück. Es erinnert im weitesten Sinne etwas an *Crysalis*, jedoch klingt es allein schon durch den Gesang deutlich fröhlicher. Es mag

vielleicht daran liegen, dass man Mikael oft sehr ruhig und zurückhaltend auf dem Album zu hören bekommt, sodass es ausgesprochen viel Freude bereitet, wenn der Knabe mal vernünftig und kraftvoll zum Singen kommt. An einigen wenigen Stellen wirkt es kurz so, als wolle das Stück für einen kurzen Moment das Tempo drosseln. Doch dann zaubern die Buben wieder irgendeine geniale Idee aus dem Hut und das Schlagzeug kann erneut seine gute Arbeit fortsetzen. Erst sehr spät im Lied lässt sich dann auch der Refrain blicken, doch überzeugt dieser dann umso mehr. Nicht nur unterstreicht er den irgendwie fröhlichen Charakter dieses Liedes zum Ende eines sehr melancholischen und auch düsteren Albums, auch wohnt ihm ein gewisser Ohrwurmcharakter inne, welcher bisher in diesem Album weniger präsent war. Auch das restliche Lied versprüht eine angenehme Spritzigkeit. Hier eine interessante Gesangspassage, da ein schönes kleines Solo. Das gesamte Stück macht vom ersten Schlagzeugschlag an Spaß. Und auch wenn ich der Meinung bin, dass *Sorceress* und *Strange Brew* die stärksten Lieder auf dem Album sind, so ist dieser Abschluss dennoch etwas ganz Besonderes. Wenn dies als Ausblick auf kommende Werke dienen soll, dann – holla, die Waldfee – freue ich mich auf das, was von der Band noch kommen mag.

Persephone (Slight Return) ist für mein Empfinden relativ überflüssig. Es dient so ein bisschen als Klavieroutro für *Era* und versucht gleichzeitig, in unter einer Minute noch einen Bogen zum Beginn des Albums zu schlagen, um einen geschlossenen Rahmen für das Gesamtwerk zu bieten. Es wäre jedoch hier besser gewesen, man hätte *Era* einen schönen runden Abschluss gegönnt und es dabei belassen. Es stört nicht und ist ganz nett, aber auch ein bisschen halbherzig. Das Album hätte schlimmer enden können, aber auch beeindruckender.

Und damit ist das Album zu Ende. Allerdings möchte ich noch ganz kurz einige Worte über die Bonusongs der zweiten CD verlieren.

The Ward beginnt sehr ruhig und

spielt auch fortan nicht in den lautesten Gefilden. Es wird weitgehend von einer sehr coolen zurückhaltenden Melodie dominiert, welche zwar nicht sonderlich komplex, aber dennoch sehr angenehm zu hören ist. Es gefällt mir persönlich deutlich besser als beispielsweise *The Seventh Sojourn*, doch weiß ich nicht, ob dieser sehr optimistisch wirkende Klang so gut in das Konzept gepasst hätte. Insgesamt fehlen dem Stück aber auch wirkliche Höhepunkte, als dass es einen wirklich bleibenden Eindruck inmitten des sehr guten Albums hätte hinterlassen können.

Spring MCMLXXIV – frei nach dem Motto: Wie kann man einen Titel wie „Frühling 1974“ halbwegs interessant aussehen lassen? – kann man ähnliches attestieren wie *The Ward*. Es ist nicht das lauteste und zumindest in der ersten Hälfte auch nicht das komplexeste Werk der Schweden. Es ist ebenfalls aber gerade nach einem doch sehr fordernden Album unheimlich angenehm zu hören und ich denke, der Terminus „gechillt“ beschreibt das Stück am besten. Im letzten Drittel meinen die Spaßvögel dann aber, die Gitarren und die mittlerweile obligatorische Orgel noch einmal aufdrehen zu müssen. Diese Passage kommt aus dem Nichts, begeistert noch ein letztes Mal und macht richtig Spaß – als Mikael verschmitzt nur noch ein „should be fine, right?“ zum Abschluss von sich gibt, ist dies ein unkonventionelles aber auch sympathisches Ende. Trotz aller Komplexität und trotz dem Anspruch hat die Band sich stets ein Grad an Selbstironie und Bodenständigkeit bewahrt, was vor allen bei Liveauftritten sehr angenehm zum Vorschein tritt. Und ich finde, diese

Bonus-Disk demonstriert dies zum einen ein wenig, aber vor allem ist sie auch mit den drei Liveaufnahmen (mit Orchester!) ein sehr angenehmer Ausklang zu einem manchmal nicht immer ganz einfachen Werk.

Fazit

In erster Linie ist *Sorceress* ein wahnsinnig interessantes Album. Die Erwartungshaltungen waren ebenso hoch wie unterschiedlich. Alteingesessene Fans erhofften sich teilweise erneut eine Rückkehr zum urtümlichen Metalklang, während neue Fans den gegenwärtigen Stil ausgebaut haben wollten. Ich persönlich befinde mich in dieser Frage exakt zwischen den Stühlen. Zwar bin ich großer Fan der älteren Opeth-Werke und zähle Alben wie *Blackwater Park* oder *Ghost Reveries* unter den besten Album des Genres, doch finde ich den neuen Stil ebenso interessant. Ich würde sogar sagen, er hat meinen musikalischen Horizont etwas erweitert. *Sorceress* beschreitet somit eine sehr gute Entwicklung nach meinem Geschmack. Wir wandeln weiterhin in den Fußstapfen von *Led Zeppe-lin*, *Pink Floyd* oder *Deep Purple*, doch wirkt das Album irgendwie sicherer als die letzten beiden Werke. Man traut sich auch wieder, härtere Riffs zu bringen, und es gelingt eher, eine interessante emotionale Reise durch das Album zu gestalten, statt sich an sehr verkopften Ideen aufzuhalten. Und dies macht das Album tatsächlich aus. Es erbt die Komplexität und den generellen Stil der letzten beiden Album, aber fügt eine atmosphärische Tiefe hinzu, wie es zuletzt 2008 auf *Watershed* zu hören war. Hätte das Album im Mittelteil für meinen Geschmack nicht diesen

kleinen Einbruch, so würde ich es gar auf eine Stufe mit eben jenem großartigen *Watershed* stellen.

Die Lyrics haben ich bisher aus dem Review etwas ausgeklammert. Das mag daran liegen, dass diese noch nie der Fokus der Band waren und auch hier wirken sie eher nebensächlich. Manchmal sehr verklausuliert, manchmal eher simpel, wirken sie etwas inkonsistent. So kommt es sehr stark darauf an, ob man sich in einigen der Zeilen selber wiederfinden kann oder nicht. In solchen Fällen können sie einen durchaus bewegen und auch nachdenklich stimmen, doch besitzen sie weitgehend nicht diese universelle Schönheit, welche ich einem Großteil der musikalischen Gestaltung attestieren würde.

Grundsätzlich kann man *Sorceress* von Opeth sehr vielen sehr unterschiedlichen Menschen empfehlen. Mag man klassische Rockmusik aus den 70er Jahren: Unbedingt reinhören, denn dies Album wird gefallen. Mag man Opeth, tut sich aber mit dem neuen Stil ein wenig schwer: Auch dann sollte man dem Album eine Chance geben, denn man findet eventuell vieles, was man auf den letzten beiden Platten vermisst hatte. Außerdem würde ich das Album all jenen empfehlen, welche sich allgemein für gute Rockmusik interessieren und etwas Komplexität nicht scheuen. Denn *Sorceress* ist ein sehr gutes Album und ein wichtiger Schritt für die Band in die richtige Richtung.

-
- [1] Das Musikvideo zu *Sorceress*:
<https://youtu.be/LhqijfgecvA>
 - [2] Das Musikvideo zu *The Wilde Flowers*:
<https://youtu.be/09vA6dJJX-8>
 - [3] Das Musikvideo zu *Will O The Wisp*:
<https://youtu.be/Kfjpnwk-DXrA>



LEBEN

America the Beautiful, America the Great

Vierter und letzter Teil der East Side Story

VON LUKAS HEIMANN

Ein kalter Wind weht durch die Stadt und die New Yorker schlagen die Krägen ihrer Mäntel nach oben, als ich an meinem Kaffee „to go“ nippe. DONALD TRUMP ist der 45. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Liebe Leserinnen, liebe Leser. Dieser letzte Teil meiner Serie aus dem Nordosten der USA soll in erster Linie ein Reisebericht sein. Dennoch wurde ich an vielen Stellen der Strecke unvermeidlich von den Präsidentschaftswahlen verfolgt, die drei Tage vor meiner Reise zurück ins heimatische Deutschland anstanden. Folgen Sie mir also ein letztes Mal auf meiner Reise durch *the home of the brave and the land of the free*.

Zwei Dinge noch, bevor es losgeht:

1. Für die allgemeinen Informationen zu den Städten kann ich nur auf den Artikel von JONAS MÜGGE im VEOLOGISMUS vom Juli verweisen.¹

2. Die hier wiedergegebenen Dialoge mit anderen Menschen sind nach Gedächtnisprotokoll niedergeschrieben und teilweise der Einfachheit halber übersetzt.



Abb. 3.1: „I would walk 500 Miles...“



Abb. 3.2: (1) Washington Monument (2) D.C. Metro (3) Capitol

Washington, D.C.

Der erste Halt auf meiner Rundreise: Washington D. C., die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten, benannt nach dem großen Staatsvater, GEORGE WASHINGTON. Und ich hätte es nicht erwartet, aber ich habe nochmal einige Grundlagen über amerikanische Geschichte lernen können, zwischen all den Mo-

numenten, Archiven, Museen und historischen Gebäuden. Das ist nämlich das Tolle an Washington: Alles ist so furchtbar nah beieinander und kann in der Regel kostenlos und ohne Voranmeldung besucht werden – und in den vier Tagen habe ich viel gesehen. Vom Nationalarchiv, in dem man Originale der Unabhängigkeitserklärung, der Verfassung der Vereinigten Staaten und dem Bill of

Rights betrachten kann (und lernt, wie sie zusammenhängen und warum es sie jeweils gibt); durch das Kapitol, in dem das House of Representatives und Senate tagen, durch das man sich führen lassen kann, und vor dem schon Ende Oktober die Bühne für den Inauguration Day, den Tag der Amtseinführung des neuen, damals noch nicht bekannten Präsidenten; über die Library of Congress,

¹Mügge, Jonas. *Philadelphia, New York, Boston und Washington D. C.* im VEOLOGISMUS 07/2016 (Link)

deren beeindruckenden Lesesaal ich bislang nur aus Templer-Filmen mit NICHOLAS CAGE kannte und den man leider nur durch eine Glasscheibe betrachten durfte; zum Weißen Haus, das sich im Gegensatz zu den anderen Attraktionen schon fast versteckt in seinem Park und hinter Bäumen. Vorbei an all den Memorials und Monuments: Washington Monument, Lincoln Memorial, Thomas Jefferson Memorial, Martin Luther King, Jr. Memorial, Franklin Delano Roosevelt Memorial², World War II Memorial, Vietnam Veteran und Korean War Veterans Memorial und viele mehr. Auf der anderen Seite des Potomac Rivers, im Arlington National Cemetery, gibt es sogar diverse „Memorial Trees“ – ganz klar, in D. C. gibt es kein normales [Ding]; alles ist mindestens ein „[Ding] Memorial“ oder ein „Memorial [Ding]“.

Das Schöne ist: Jedes Memorial ist auf seine ganz eigene Art eindrucksvoll und verdeutlicht einen wichtigen Aspekt der amerikanischen Geschichte, und irgendwo ist es ein bisschen traurig, dass wir das in Deutschland nicht haben: einen Ort, wo man einmal an der (ausgewählten) Landesgeschichte vorbeigehen kann. Und das sogar Anfang November noch zu sehr angenehmen Temperaturen, bei denen man sich auch gerne mal am Abend einfach mit Keksen und Buch an eine der Sehenswürdigkeiten setzt und den Sonnenuntergang genießt.

Ein schöner Nebenaspekt des Reisens hier in den USA ist, dass vielerorts – und gerade in einer Stadt so reich an Denkmälern wie Washington fast überall – kostenlose Toiletten und Wasserspender zur Verfügung stehen. Trotzdem stehen an

vielen Orten kleine Verkaufsstände, die neben Hot Dogs auch kleine Wasserflaschen für bis zu 3\$ verkaufen – etwas, was mir furchtbar absurd vorkommt und zeigt, dass man auch furchtbar schlechte Geschäftsideen irgendwie verkaufen kann. Ich habe einen der Verkäufer gefragt, warum die Menschen quasi überteuertes Wasser bei ihm kauften, wo es doch überall Alternativen gebe. Er hat mit den Schultern gezuckt: „I don't even know – but I'm selling like 15 cases [à ca. 30 bottles] per day, so ...“ Ich habe gelacht und bin weitergegangen.

Und dann gibt es in D. C. ja noch die vielen Museen. Die meisten stehen entlang der National Mall, dem Park, der das Kapitol über das Washington Monument mit dem Weißen Haus und dem Lincoln Memorial verbindet, werden von der Smithsonian Institution betrieben und sind kostenlos. Berühmte Vertreter, die ich hier besucht habe, sind das *Smithsonian National Air and Space Museum* und das *Smithsonian National Museum of Natural History*, die allerdings beide ein bisschen altbacken wirkten. Dafür waren sie um diese Jahreszeit relativ leer – wobei ich nicht mit den vielen Grundschulern gerechnet hatte, die unter der Woche mit den markanten gelben Bussen in Massen herangefahren werden. Wesentlich ruhiger und eindrucksvoller war es da in der National Gallery of Art, die in zwei Gebäuden klassische und moderne Kunst ausstellt. Ziemlich eindrucksvoll, weil schlicht ziemlich weitläufig und unglaublich erhaben, ohne abgehoben zu wirken. In jedem zweiten Raum des klassischen Teils

standen Malerpulte, die man verwenden konnte, um die alten Meister zu kopieren – was durchaus vorgekommen ist. Im Keller war zu dem Zeitpunkt eine Ausstellung von Skizzen, die große Künstler als Vorarbeit zu den eigentlichen Gemälden angefertigt haben; und diese Ausstellung war offensichtlich der Ort, an dem nachmittags alle Kunststudenten von Washington abhängen, eigene Zeichnungen anfertigen und über Skizzen, fertige Gemälde und deren Zusammenhang diskutieren. Es hat einfach Freude gemacht, sich in die unterschiedlichsten Räume zu setzen und kreative Inspiration mitzuerleben.

Weite Teile der Reise war ich in einem Hostel untergebracht, und es gilt irgendwie die Grundregel, dass du überall Deutsche triffst, vornehmlich Abiturienten aus Hamburg und Bremen. In Washington saß ich nach dem Abendessen noch im Gemeinschaftsraum und habe mich noch mit zwei Mädchen unterhalten, deren Abendessen wesentlich reichhaltiger gewesen ist als meine Spaghetti mit Fertigtomatensauce, als ein Mann reinkommt und fragt: „Hey, who wants to see the Monuments at night?“ Er habe das schon mal gemacht, es sei ziemlich episch. „For sure!“, sage ich, und wir konnten auch noch meine Gesprächspartnerinnen überzeugen. Keine fünf Meter aus dem Hostel fiel uns auf: Wir sind vier Deutsche. Er war kurz vor der mündlichen Verteidigung seiner Doktorarbeit in Heidelberg, sie sind Abiturientinnen aus Bremen. Ein sehr lustiger Abend – kind of like you know ... awesome!



Abb. 3.3: (1) Washington Monument (2) National Gallery of Art (3) Lincoln Memorial

²Fun Fact: Es gab zwei Präsidenten, die sich nicht an die von George Washington etablierte und später in Verfassung gegossene Regel der zwei Amtszeiten für Präsidenten gehalten haben, und beide hießen Roosevelt. Theodore „Teddy“ war der mit den Nationalparks Anfang des 19. Jh., Franklin D. der während des zweiten Weltkriegs – nicht verwechseln!



Abb. 3.4: (1) Rainbow Bridge (2) Niagara Whirlpool (3) Niagara Falls

Niagara Falls

Um zu den Niagara-Fällen und den anderen Orten meiner Reise zu gelangen, habe ich mir ein Auto gemietet – und katastrophal die Größe dieses Landes unterschätzt. Nachdem ich noch zwei andere Deutsche zum auf dem Weg liegenden Flughafen gebracht habe (nächster Halt Miami), ging es fast gerade nach Norden, und das acht lange Stunden. Wobei auch die irgendwie spannend waren. Weil es nur 20 Minuten länger gedauert hat, habe ich mein Navi angewiesen, die Mautstraße zu Umgehen, und bin auf parallel verlaufenden Highways wesentlich näher an den Menschen des ländlichen Pennsylvania vorbeigefahren. Und ich habe es einfach nicht erwartet, nach der Zeit in einer so weltoffenen Stadt wie Washington und auch nach den drei Monaten in der Nähe von Philadelphia; aber von Clinton fast keine Spur, Trump überall. Meilenweit Trump-Aufsteller am Straßenrand. Ich bin an einer Garage vorbeigefahren, die der Besitzer offenbar fertig mit dem Schriftzug „TRUMP“ in drei Meter hohen Lettern bemalt hatte. Das war eine ganz andere Welt, ein ganz anderes Gefühl bei der Reise. Irgendwo hatte ich ein vorurteilsbehaftetes mulmiges Gefühl; aber alle Menschen, die ich bei meinen Pausen getroffen habe, waren sehr nett und hilfsbereit. Trotzdem war es ein gutes Gefühl, nach stundenlang der irgendwie immer gleichen Weite in meinem Hostel auf der amerikanischen Seite der Fälle angekommen zu sein. Nach dem Abendessen bin ich auch ziemlich fertig ins Bett gefallen und habe mich nur noch kurz mit dem obligatorischen deutschen Abiturienten aus Hamburg unterhalten. Seine

Geschichte war die gleiche wie die der beiden Mädchen in Washington: Keine Ahnung, was man studieren könnte, also erstmal auf unbestimmte Zeit Weltreise.

Der nächste Tag stand ganz im Zeichen des Indian Summers, dem großartigen Herbst im Nordosten der USA, für den ich offensichtlich den perfekten Zeitpunkt abgepasst habe. Ich war an dem Tag mit einem Philippinen, der in Saudi Arabien arbeitet und den ich im Hostel getroffen habe, unterwegs, und für ihn waren die unglaublichen Farben der Natur nochmal um einiges eindrucksvoller als für mich. Wir sind zuerst zu einem Wasserwerk ein bisschen flussabwärts gefahren, was nicht nur einen tollen Ausblick über den Canyon, sondern auch eine ziemlich coole, kostenlose, interaktive Ausstellung über das Wasserwerk und die Fälle hatte. Interaktive Experimente, mit denen man Elektrizität erkunden konnte, Computersimulationen und Planspiele zu den Fällen und zu Stromversorgung, sogar ein kleines 4D-Kino mit einem Film für die Grundschüler, die dort Zielgruppe sind. Fortschritt und Achievements wurden auf einem RFID-Anhänger gespeichert – ich habe mich gefreut wie ein kleines Kind – mein Mitreisender auch.

Über die Mittagszeit haben wir einen Hike gemacht, der uns hinunter in den Canyon bis an den *Niagara Whirlpool*, einen Knick im Niagara River, geführt hat. Auch hier einfach richtig gutes Wetter, unglaublich schöne Farben – ich glaube, das kann man nur sehr schwer beschreiben. Und dann sind wir natürlich noch bis zu den Fällen selbst gefahren. Man muss sagen, von der kana-

dischen Seite hätte man einen wesentlich besseren Blick gehabt. Jedoch hätte der Philippine einen absurden Geldbetrag für ein kanadisches Visum zahlen müssen, und mir wurde von meiner Ausbildungsabteilung einfach davon abgeraten, um Risiken bei der Wiedereinreise gar nicht erst aufkommen zu lassen. Aber es gibt ja eine Bootstour, die bis an die Fälle heraufführt, die eindrucksvoll und nass war, und dank der GoPro meines Mitreisenden gut dokumentiert ist. Ich glaube, das war mit der beste Tag, den ich auf meiner Reise hatte, und vor allem auch die beste Zeit, die Niagara-Fälle zu besuchen – auch wenn ich nochmal im Sommer vorbeikommen muss und dann auch auf die kanadische Seite wechseln sollte.

Beim Auschecken am nächsten Morgen habe ich mich noch kurz mit dem Inhaber des Hostels unterhalten. Mich hat interessiert, wie viele Reisende er um diese Jahreszeit noch beherbergt. Ich sei der letzte, der auscheckt, am Abend erwarte er nur noch einen Gast. Und irgendwann würde er sich Tage freinehmen müssen. Aber das sei das Geschäft: „Im Sommer wird Geld verdient, im Winter wird es dazu ausgegeben, das Haus zu renovieren.“ Das sei sein 10-Jahres-Plan; und im elften Jahr, wenn er fertig ist, würde er Urlaub auf den Bahamas machen. Momentan sei er bei Jahr drei. Ich schau mich um und muss an die frisch gestrichenen wirkenden Wände, an die neuen Betten, das moderne Bad denken. Er sei ja schon sehr weit gekommen, sage ich ihm anerkennend.

Er schaut mich traurig an. „Wusstest du, dass dieses Hostel auf TripAdvisor die am besten bewertete

Unterkunft auf der amerikanischen Seite ist?“, fragt er rhetorisch. „Einerseits macht mich das natürlich furchtbar stolz und zeigt mir, dass ich irgendwas richtig mache – ich nehme das als großes Kompliment. Aber andererseits sehe ich immer die großen Hotels mit vier oder fünf Sternen und ihren angeschlossenen Kasinos weiter im Zentrum und frage mich, wie ich die übertrumpfen konnte. Da läuft irgendwas schief.“ Er holt unter der Theke ein paar alte Fotos in Klarsichthüllen heraus. „Das hier ist der Blick auf die kana-

dische Seite der Fälle, vor 25 Jahren, als ich mit der High School fertig war und zum College weggezogen bin.“ Man sieht viel Wald und außer dem markanten Aussichtsturm nichts der heutigen Unterhaltungsmetropole mit Wasserfall-Blick. „Damals hatten sie da drüben gerade mal 40.000 Einwohner, und wir hier 88.000. Heute ist das umgekehrt. Ich frage mich, wie das in den nächsten 25 Jahren hier aussieht ...“

In diesem Moment ist mir klar geworden, warum Menschen für Trump stimmen, und ich ihnen das nicht

wirklich verübeln kann. Vielleicht nicht in den Städten an der Ostküste, vielleicht nicht an der wohlhabenden Westküste, aber auf dem Land fühlen die Leute, dass irgendwo etwas nicht stimmt, und dass Amerika vielleicht nicht so great ist, wie man mal dachte. Ohne es sicher zu wissen, glaube ich nicht, dass der Herbergs-vater für Donald Trump gestimmt hat. Aber er hat mir für meine Fahrt nach Boston einiges zu denken gegeben.

Boston

Und es war wieder eine lange Fahrt! Dieses Mal bin ich dann doch Mautstraße gefahren, die Fahrt um weitere dreieinhalb auf insgesamt fast 12 Stunden zu verlängern war mir dann doch zu viel. Ich habe auch die am Rand liegenden und im Sommer sicherlich einen Besuch wertigen White Mountains ausgelassen, weil ich im November dann doch unpassierbaren Schnee befürchtet habe, der den Bergen den Namen gibt.

Boston ist eine verkehrstechnisch grausame Stadt. Erbaut auf einer Halbinsel, umgeben von Flüssen, denen man versucht hat, noch das letzte bisschen Land abzugewinnen, ist mit der zunehmenden Motorisierung die Innenstadt sehr voll geworden – und die 6-spurige Straße, die man vor 50, 60 Jahren meinte, mitten durch die Stadt legen zu müssen, hat da nicht wirklich geholfen. Doch wenn man sein Auto mal abgestellt hat (teuer) ist die Stadt faszinierend, weil sich hier historische Stätten der Kolonialzeit unter Wolkenkratzern

der Neuzeit wegducken, was eine interessante Mischung ergibt. Großes Problem der Stadt ist meiner Meinung nach ihre doch irgendwie europäische Struktur. In Washington und später auch New York sind die Straßen schön rechtwinklig, sauber durchnummeriert und man *kann* sich gar nicht verlaufen. In Boston bin ich zweimal voller Überzeugung 180 Grad in die falsche Richtung gelaufen, und das, obwohl an jeder zweiten Ecke ein Stadtplan hängt.

Dafür hat sich die Tourismus-Behörde aber sehr viel Mühe gegeben und mit dem *Freedom Trail* einen durch eine rote Linie auf dem Boden gekennzeichneten Pfad durch die Stadt gelegt, der an allen Sehenswürdigkeiten aus Kolonialzeit und Unabhängigkeitsbewegung vorbeiführt, die mein Reiseführer praktischerweise auch in genau der Reihenfolge erklärt. Ein paar Sachen muss man dann doch selbst erkunden: Zum Beispiel die oft photographierte *Acorn Street* mit ihrem unglaublich britischen Charme, oder den Bostoner Hafen, in den man heutzutage üb-

rigens auch aus Protest keinen Tee mehr werfen sollte – Gesetze gegen Littering sehen Strafen ab 20 \$ (zivilrechtlich) bzw. 500 \$ (strafrechtlich) vor.

Das grausamste an Boston war mein furchtbarer Ohrwurm des Liedes *Massachusetts*³ der norwegischen Gruppe *Ylvis*.⁴ Aus diesem Lied habe ich leider 50 % meines Wissens über Massachusetts und seine Hauptstadt Boston, und weil mein Weg vom Hostel zur Innenstadt immer an der bekannten *Boston Public Library* vorbeiführte, hatte ich ständig das Bedürfnis, laut loszusingen: „Read amazing books for free // at the Boston Library // or try the local Brie ...“⁵

Auf der anderen Seite des Charles River befindet sich Cambridge, das zwar nicht zu verwechseln ist mit dem Cambridge im Vereinigten Königreich mit seiner berühmten University of Cambridge, aber dennoch selbst zwei sehr bekannte Universitäten hat: Harvard und das MIT, die auch eine Besichtigung wert sind.

³<https://www.youtube.com/watch?v=JvUMV1N7eGM>

⁴Bekannt für ihren Hit *What does the Fox say*

⁵Ich habe leider keinen „local Brie“ gefunden.



Abb. 3.5: (1) Acorn Street, Boston (2) Ballston Beach, Cape Cod (3) Fort Hill Trail, Cape Cod

Provincetown

Zur frühen Mittagszeit ging es dann aber für mich schon weiter Richtung Provincetown an der Spitze des Cape Cod, wo die Pilgerväter 1620 angelegt haben und das mein Reiseleiter als das Syllt der USA bezeichnet.

Doch bevor ich ankomme, leuchtet an meinem Mietwagen die Reifendruck-Warnlampe auf. „Na toll,“ denke ich mir, „Na das kennst du ja.“ Hier muss ich kurz ein bisschen ausholen. In Deutschland besitze ich ein Auto, das bei meiner ersten Fahrt von Karlsruhe nach Andernach Probleme mit dem Öldruck hatte, die sich nicht durch Nachfüllen von Öl beheben ließen. Auto also in die Werkstatt, über den ADAC vom Hersteller meines Autos ein Ersatzwagen eines anderen Herstellers. Und bei eben diesem Ersatzwagen ist dann auf der Rückfahrt nach Karlsruhe auch die Reifendruck-Warnlampe angegangen, ein hörbares Zischen aus einem der Reifen. Mit dem Auto wollte ich also nicht mehr weiterfahren, aber es hat sich auch weder der ADAC, noch der Hersteller meines Autos, noch der Hersteller des Ersatzwagens dafür verantwortlich gefühlt, den Ersatzwagen abzuholen, um das Problem zu beheben – alle haben sich gegenseitig die Verantwortung zugeschoben.

Also bin ich direkt zur nächsten Hertz-Station gefahren, um nachzufragen, was ich denn jetzt tun sollte. Die Dame am Empfang war sehr hilfsbereit und hat angeboten, die Reifen aufzupumpen, sollte die Lampe dann wieder angehen, sollte ich nochmal vorbeikommen und einen

Ersatzwagen abholen. Soweit, so gut. Leider hat sie es nicht hinbekommen, die Reifen aufzupumpen, und hat dann nach einer Viertelstunde einfach direkt versucht, mir einen Ersatzwagen herauszugeben. Leider, so stellte sich nach einiger Recherche heraus, gab es da ein Problem: Ich hatte keinen ausgedruckten Mietvertrag, laut System war mein Wagen seit einem Monat nicht mehr vermietet worden, der Vertrag im System sei irgendwann gecancelt worden. „Technisch gesehen haben Sie dieses Auto nie gemietet.“ Und dann sitzt man da. Die Leute, die Wagen in Washington herausgegeben haben, schon im Urlaub, der Manager der Hertz-Dame (noch in ihrer Ausbildung) schwer zu erreichen. Letztendlich hat aber doch alles irgendwie geklappt. Ich bin mit einem handgeschriebenen Vertrag auf Papier und einem neuen Auto weitergefahren, und später in New York hat sogar die Rückgabe geklappt und alle Daten waren ordnungsgemäß im System, sogar meine Anzahlung konnte verrechnet werden. Es war eine Stunde lang ein recht unangenehmes Gefühl, aber letztendlich hat sich meine Erfahrung wieder bestätigt: Letztendlich bleibt man nie irgendwo ohne Hilfe liegen, irgendwie löst sich alles auf. Und so konnte ich dann beruhigt weiterfahren nach Cape Cod.

Dort gibt es ein schönes Naturschutzgebiet mit Wanderwegen entlang am Strand, der um diese Jahreszeit ein unerwartetes Gefühl von Nordsee vermittelt hat. Auf den Wanderwegen ist um diese Jahreszeit wahrscheinlich wegen des wechselhaften Wetters sehr wenig los. Auf einem der Wege habe ich zwei nette Rentner getroffen, die eine Fe-

rienwohnung auf der Halbinsel haben. Er hat früher für IBM Datenbanklizenzen verkauft, und so hatten wir gleich ein erstes Gesprächsthema. Aber wie von alleine führte auch dieses Gespräch in Richtung Präsidentschaftswahlen, in unserem Fall über seine Erzählung von dem ersten Computer, der in den 60ern die Gewinnchancen der Kandidaten ausrechnen konnte. Da wären damals alle sehr beeindruckt gewesen, auch wenn das noch weit hinter aller Technologie sei, die wir heute haben. „This is like horse race“ habe man in Anspielung auf Pferdewetten und deren Gewinnwahrscheinlichkeiten damals gesagt, und irgendwie spricht man ja heute auch noch von „horse race journalism“, wenn es nicht mehr um Inhalte geht, sondern nur noch darum, schnellstmöglich zu berichten, wer wie viele Prozente hat und was er bzw. sie tun muss, um zu gewinnen (nicht, um gute Politik zu machen!). Ich habe erzählt, dass Deutschland da ja etwas voreingenommen sei in Richtung Clinton und Trump für ziemlich dumm hält. Nein, „stupid“ sei Trump nicht. Trotzdem: „Clinton will win“, und das sei gut so. Auf die Frage, was man denn von Bernie Sanders gehalten habe, wurde gelacht. Nein, der sei Unsinn gewesen, von Anfang an. „Klar, junge Menschen wählen jeden, der kostenlose Unis verspricht.“ Aber das wird hier offensichtlich nicht wie in Deutschland als etwas selbstverständlich Gutes angesehen.

Provincetown selbst muss im Sommer ein riesen Rummel gewesen sein. Off season, also Oktober bis einschließlich April, ist das nicht mehr so. Die Hälfte der Geschäfte bietet ihre Shirts, Pullover, Muscheln,

Sonnenbrillen, Strandkörbe und was auch immer mit 50 % Rabatt an, die andere Hälfte hat geschlossen. Selbst am Parkautomat am Rathaus hängt ein Schild „Wird erst wieder im Mai

angeschaltet“. Die Stadt ist verlassen und vermittelt ein ziemlich melancholisches Gefühl. Der Himmel ist grau; der Hafen, im Sommer noch voller Schiffe für Bootsfahrten und

Whale Watching, leer. Böiger Wind an der Küste, ein faszinierendes Erlebnis, aber auch hierhin sollte man im Sommer nochmal zurückkehren.



Abb. 3.6: (1) Statue of Liberty (2) Times Square

New York City

Letzter Halt meiner Reise: New York City. Ich muss sagen: Mit dem Auto in die Stadt reinzufahren war unangenehm. Immerhin war der an dem Tag stattfindende New York Marathon abends schon vorbei, dennoch musste ich permanent anders fahren, als es mein Navigationssystem vorschlug, weil Polizisten überall Straßen gesperrt haben. Aber ohne Auto ist dann doch alles recht entspannt, ob man jetzt zu Fuß geht oder mit der Subway fährt. Allerdings gibt es in New York viel zu viel zu sehen, und so waren die vier Tage, die ich in der Stadt verbracht habe, dann doch schon wieder fast gehetzt.

Freiheitsstatue, Ellis Island, Times Square, Brooklyn Bridge, Wall Street, ein Broadway-Musical⁶, der Times Square bei Nacht, Ground Zero, Greenwich und SoHo, High Lane⁷, Grand Central Station, United Nations, verschiedenste Hochhäuser, die Bar aus *How I Met Your Mother*, Central Park, das Museum of Modern Art, das Flat Iron Building – viel zu viel, ein räumlich wie zeitlich dicht gepackter Strom von Ereignissen. Rückblickend muss ich echt sagen, dass es ganz geschickt war, Städte und eher ländliche Orte abwechselnd zu besuchen – nach zwei Wochen nur Städtereise wäre

man, glaube ich, ziemlich fertig.

Eins habe ich in meiner langen Liste der Sehenswürdigkeiten weg gelassen: Den Trump Tower. Und der war etwas Besonderes, denn als ich in New York war, war auch der Tag der Wahl. Schon in Boston, wo man im Zuge des Early Voting schon vor dem eigentlichen Wahltag seine Stimmen abgeben kann, habe ich sehr lange Schlangen an den Polling Places, den Wahllokalen gesehen. In New York war das am Tag der Wahl selbst etwas entspannter – zumindest habe ich nur eine verhältnismäßig kurze Schlange gesehen. Aber das mediale Interesse war deutlich spürbar. Entlang der Fifth Avenue, einer Parallelstraße zum Trump Tower, reihte sich Übertragungswagen an Übertragungswagen. Ein Reporter erklärt mir: „He will be here tonight.“ Vor dem Trump Tower selbst: Lastwagen, gefüllt mit Bauschutt – ich dachte schon an böse Machenschaften wie in *Die Hard 3*, bis mir ein New Yorker erklärt: „Die dienen als Straßensperre und Schutz gegen Krawalle. This is New York, man.“ Außerdem: Demonstranten. Für Trump, gegen Trump, mit Schildern, ohne Schilder, alles. Ein kleiner Fernsehsender interviewt einen Trump-Anhänger. Ich frage im Vorbeigehen: „Glaubst du, Trump gewinnt das heute Abend?“

Er antwortet: „Klar doch!“ In dem Moment fand ich das noch lustig, weil ich es selbst nicht für möglich gehalten habe; die New York Times hat Hillary Clintons Gewinnwahrscheinlichkeit noch auf über 80 % prognostiziert. Gegen Abend hin musste ich mir also einen Ort aussuchen, an dem ich die Wahl gucken möchte. Natürlich wäre das in meinem Hostel möglich gewesen, aber das wäre ja auch langweilig. Am Times Square hatte ABC-News ein kleines Studio. Ein paar Querstraßen weiter Fox-News, bei denen etwas weniger los war. Ich habe kurz überlegt, ob ich nicht dort bleiben möchte, weil sie lustige Trump-Anhänger hatten, dachte mir dann aber, dass die Stimmung am Ende bei einem eher konservativen Sender eher schlecht sein würde, wenn Clinton gewinnt – welch Ironie. Also bin ich weiter zum meiner Meinung nach coolsten Wahlstudio der Stadt, NBC-News beim Rockefeller Center.

Dort war nicht nur der ganze Wolkenkratzer in den Farben der amerikanischen Flagge beleuchtet, nein, sie hatten auch dort, wo inzwischen wahrscheinlich der berühmte Weihnachtsbaum steht, eine große Fläche aufgebaut, die ein bisschen nach Eislauffläche aussah. Auf den Leinwänden konnte man dann aber doch

⁶Ich glaube ja, der schwarze Security-Mann mit beigem Trenchcoat, Schlapphut und markiger Stimme war Teil der Show

⁷Eine ehemalige Hochbahnstrecke, jetzt ein Park auf Stelzen

recht schnell ihre wahre Funktion erkennen: Dort wurde digital eine Karte der USA eingeblendet, und wann immer ein Staat sichere Ergebnisse hatte, wurde mit Kamera-Kränen von der Karte zum Hochhaus geschwenkt, wo riesig groß die Ergebnisse eingeblendet wurden – ziemlich episch. Ich habe also meine Kekse ausgepackt und gedacht, „Na das wird ja jetzt ein spannender Abend“. Und in der Tat, es wurde spannend. Und irgendwie halt auch traurig. NBC-News ist ein eher links-liberaler Fernsehsender, und so war eben auch das anwesende Publikum eher von Demokraten als Republikanern geprägt; mehr noch, als das in dem ohnehin schon demokratischen New York sowieso der Fall ist. Und so war die Stimmung eher doch ungut, als Trump Staat um Staat gewonnen hat und seine Gewinnchancen auf allen Prognose-Websites schnell die von Clinton überholt haben. Die Menschen waren schon so verzweifelt, dass beim Sieg Clintons in Kalifornien, was jetzt ja echt ein sicheres Brett war, unverhältnismäßig gejubelt wurde, um gegen die schlechte Vorahnung anzukämpfen. Irgendwann kam bei mir die Spiegel-Online-Eilmeldung, dass Florida an Trump gehen würde – noch mehr als eine halbe Stunde, bevor sich NBC-News da so sicher war. Schon vor-

her sind viele Menschen enttäuscht nach Hause gegangen. Der Platz hat sich geleert, und die U-Bahn war voller langer Gesichter. Ich war um ein Uhr im Bett, und am nächsten Morgen war meine Vorahnung Gewissheit: Trump wird Präsident.

Am nächsten Tag bin ich durch den Central Park gegangen. Ich habe auf eine Karte geschaut, um mich zu orientieren, und ein freiwilliger Führer hat gefragt: „Hey, how can I help you, what are you looking for?“ Ich habe nur erwidert: „A new path in life, now that Trump will be president.“ Er hat traurig geguckt: „We all do, we all do...“ An diesem und auch am nächsten Tag bin ich routinemäßig am Trump Tower vorbeigegangen, um die Reaktionen zu sehen. Am ersten Tag standen dort viele Menschen, die ihre Mittelfinger vor dem Hochhaus fotografiert haben, und der *Naked Cowboy*, der wohl bekannt ist.⁸ Am zweiten Tag war schon wesentlich weniger los, hauptsächlich vereinzelte Reporter. Auch die Lastwagen waren weg. Ich kann mich nur Mario Barth⁹ anschließen: Als ich da war, gab es keine großen Demonstrationen. Aber ich war ja auch unter der Woche tagsüber da – da werden viele Menschen arbeiten müssen. Die „I’m with her“-Aufkleber, die nach der Wahl an den Jacken vieler Men-

schen geklebt haben, waren jedoch schnell verschwunden.

Und so bin ich dann wieder nach Hause gefahren. Zuerst mit dem Bus nach Philadelphia, dann ein Inlandsflug nach Charlotte, und schließlich dann nach Frankfurt. Auf dem Inlandsflug hatten mehrere Personen Donald-Trump-Kappen an. Das fand ich persönlich sehr komisch – man stelle sich vor, nach der Wahl in Deutschland sieht man plötzlich zum Beispiel in der Bahn Menschen mit AfD-Kappen. Ich hoffe, das wird bei uns nicht passieren, denn diese Kappen sind Symbol einer bestimmten Stimmung. Ich habe nichts davon persönlich gesehen, aber in Philadelphia wurden Schaufenster mit Hakenkreuzen und „Trump 2016“ beschmiert. In Queens wurde einer schwarzen Frau gesagt, ihr Platz im Bus sei hinten. Landesweit haben sich viele Musliminnen nur noch ohne Kopftuch auf die Straße getraut. Ich glaube nicht, dass das jetzt ein repräsentatives Bild ist. Trotzdem bleibt spannend, wie es mit den USA jetzt weitergeht; spannender als das vielleicht mit einer Präsidentin Clinton gewesen wäre.

Bevor mein Interkontinentalflug abgehoben hat, habe ich noch einen letzten Tweet abgesetzt: „Good bye, America! See you again ... In like 5 years or something...“

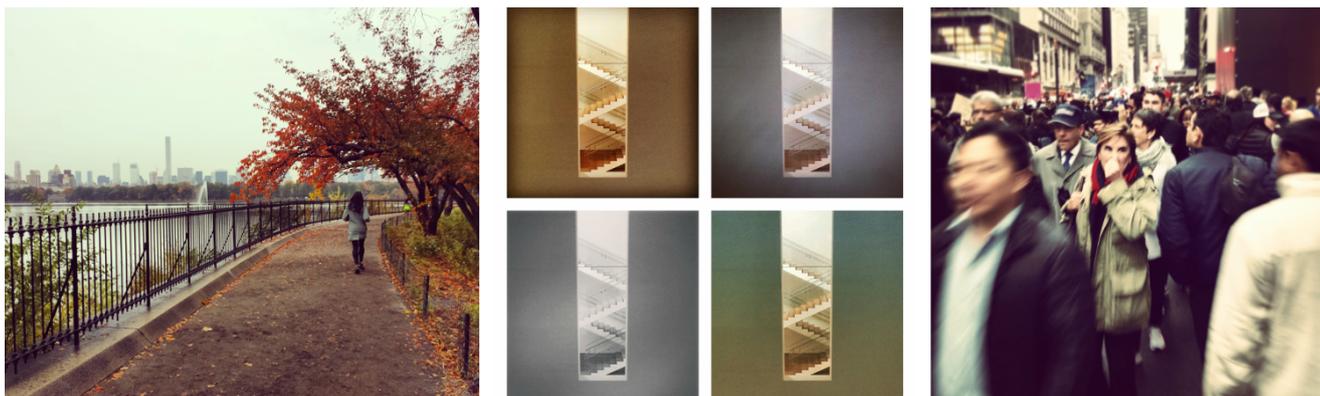


Abb. 3.7: (1) Central Park (2) Museum of Modern Art (3) Trump Tower

⁸https://en.wikipedia.org/wiki/Naked_Cowboy

⁹<https://www.facebook.com/mario.barth/videos/1286065638111354/>

Über Schicksal, freien Willen, und warum wir die falschen Fragen stellen

Küchenphilosophie, Teil 1

VON LUKAS HEIMANN

Es wäre eine Untertreibung, zu behaupten, im NEOLOGISMUS sei wenig philosophiert worden. Gerade die ersten Ausgaben sind voll von (faszinierenden) philosophischen Artikeln unseres Chefredakteurs, die er zwar inzwischen für viel zu unqualifiziert hält, die ich aber manchmal gerne noch lese. Und es gibt dann auch Momente, in denen ich gerne mal selbst meinen Senf dazugeben würde – schließlich lebt Philosophie(ren) von Diskussion. Um den fachlichen Anspruch an mich selbst nicht zu hoch zu legen, soll die (unregelmäßig) erscheinende Reihe unter dem Untertitel „Küchenphilosophie“ laufen, und die Themen mit etwas laxeren Herangehensweisen betrachten. Dabei werde ich, neben Physikern und Philosophen, auch einige popkulturellen Referenzen zur Verdeutlichung verwenden.

In dieser ersten Ausgabe möchte ich mich der Frage nach freiem Willen und Schicksal widmen, die im NEOLOGISMUS ja schon fast zu oft gestellt, diskutiert und nicht abschließend beantwortet wurde.

Dualismus vs Materialismus

Die Diskussion um freien Willen lässt sich auf die beiden Sichtweisen *Dualismus* und *Materialismus* herunterbrechen. Die Dualisten, häufig Geisteswissenschaftler, gehen davon aus, dass der menschliche Geist etwas von der materiellen Welt Grundverschiedenes und insbesondere nicht von ihren Beschränkungen betroffen ist. Umgekehrt kann der Geist die Wirklichkeit beeinflussen – an dieser Stelle haben wir *freien Willen*. Bedeutende Vertreter sind PLATON oder KANT, aber auch unser Chefredakteur FLORIAN KRANHOLD in seinem Artikel *Abolition Arbitrium*^[1].

¹⁰Conditions may apply

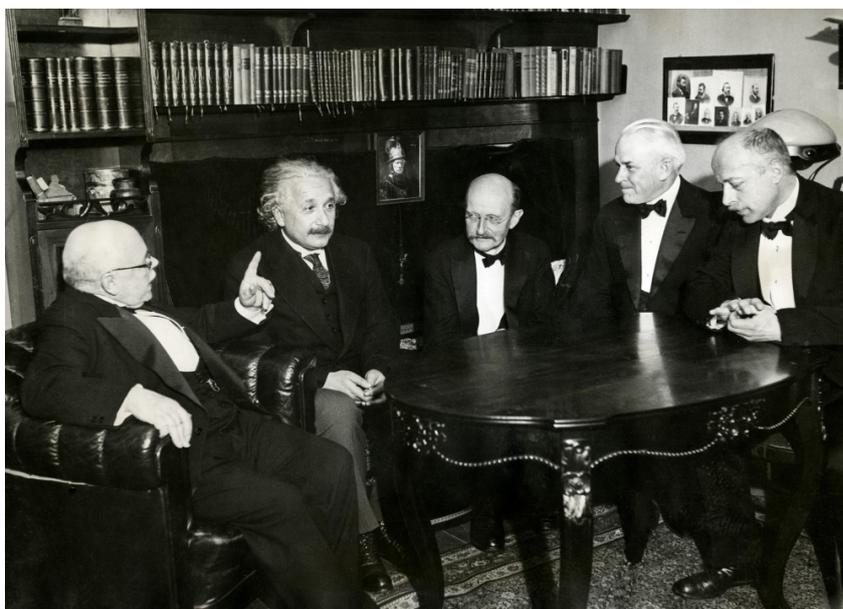


Abb. 3.8: Nernst, Einstein, Planck, Millikan und von Laue beim Abendessen

Die Materialisten kommen häufig aus dem naturwissenschaftlichen Umfeld und verneinen eine solche Trennung: Der Geist und das Denken sind eben nicht losgelöst von der materiellen Welt; ganz im Gegenteil formt und bestimmt diese durch ihre Gesetzmäßigkeiten das Denken. Der Biologe, zum Beispiel JANNIK BUHR in seinem Artikel *Liberalum Arbitrium*, sagt: „Wir [sind] nichts weiter als eine Ansammlung von Zellen und unser Denken ist eine Verschaltung von Nervenzellen. Über die Jahre hat die Wissenschaft herausgefunden, wie Nerven Signale weiterleiten und verrechnen, was die Vermutung nahelegt, dass wir nichts weiter sind als eine ‚biologische Maschine‘.“^[2] *Freier Wille* ist hier (zumindest im klassischen Sinne) nicht möglich.

Was sagt der Physiker?

Physik ist bis zur 10. Klasse relativ einfach. Man macht ein paar Expe-

rimente, hat sichere Beobachtungen, leitet feste Regeln ab. „Wenn ich einen Gegenstand auf der Erde fallen lasse, beschleunigt er in Richtung Erdmittelpunkt mit etwa 9.81 m/s^2 .“ – „Spannung ist das Produkt aus Widerstand und Stromstärke.“¹⁰ – und so weiter und so fort. Man wächst in dem Glauben auf, hat man nur genügend Wissen über die Welt, genügend Formeln und ausreichend Zeit für Nebenrechnungen (graphischer Taschenrechner erlaubt), kann man exakt vorherbestimmen, was passiert. In der beliebten Serie *Per Anhalter durch die Galaxis* wird diese Idee auf die Spitze getrieben: „Da auf jedes Materieteilchen im Universum in irgendeiner Weise alle anderen Materieteilchen im Universum einwirken, ist es theoretisch möglich, die Gesamtheit der Schöpfung – jede Sonne, jeden Planeten, ihre Umlaufbahnen, ihre Zusammensetzung und ihre Wirtschafts- und Sozialgeschichte aus, sagen wir mal zum Bei-

spiel, einem kleinen Stück Punschorte zu extrahieren.^[3] – was irgend ein Wissenschaftler dann natürlich macht. Der Verlauf von Zeit und Raum ist komplett vorherbestimmbar, also vorherbestimmt – *deterministisch* – freier Wille ist nicht möglich. Selbst wenn er irgendwo losgelöst existiert, *kann* er keinen Einfluss auf die materielle Welt nehmen. Der Dualist flucht und wählt Physik ab.

Naturkonstanten

Aber so vorschnell sollten wir nicht mit der Physik abschließen. Denn auch wenn ihre empirisch validierten Ergebnisse nach Ansicht vieler die rein theoretische Begründung der Dualisten übertrumpft, erklärt die Physik nicht ihren Ursprung, insbesondere nicht den von zum Beispiel Naturkonstanten. Warum fällt der Apfel der Erkenntnis mit einer Beschleunigung von 9.81 m/s^2 , und nicht mit 9.5 m/s^2 ? Warum ist die Lichtgeschwindigkeit gerade $299\,792\,458 \text{ m/s}$ und nicht exakt $300\,000\,000 \text{ m/s}$ – das wäre doch ein viel schönerer Wert? Letztendlich lassen sich doch beliebig viele beliebig kleine Änderungen an jeder Naturkonstanten vornehmen, und somit beliebig viele unendlich kleine Auswirkungen in der Realität beeinflussen. Was, wenn eine „Geisteswelt“, wie sie die Dualisten fordern, genau so Auswirkungen auf die Welt haben kann – dann wären freier Wille und Schicksal nicht mehr gegensätzliche Begriffe, sondern zwei Seiten der selben Medaille. Ein bisschen peppiger wird diese Aussage im Spielfilm *Matrix* getroffen: „Du hast dich bereits entschieden – jetzt musst du nur noch verstehen, warum.“

Mit den Naturkonstanten lässt sich ein weiteres Phänomen ganz spaßig erklären. Bekannt ist, dass unsere Welt dreidimensional ist: x -, y - und z -Achse, in deren Aufspann sich der Mensch frei bewegen kann. Physiker konstruieren die Zeit als vierte Dimension dazu, auf der der Mensch sich nur vorwärts bewegen kann. Seit EINSTEIN wissen wir, dass diese vier Dimensionen zusätzlich relativ sind, aber das soll hier nicht

weiter interessieren. Viel spannender wird es, wenn wir die Naturkonstanten unseres Universums ebenfalls auf endlich vielen Dimensionen abbilden, durch die wir uns als Menschen potentiell gar nicht bewegen können. Wir befinden uns gerade einfach in dem Universum, in dem die Naturkonstanten so und nicht anders sind, ein paar Schritte weiter auf den entsprechenden Achsen sehen die Konstanten anders aus, und somit auch das Universum. Aber wenn man nur kleine Schritte geht, verändert sich vielleicht nicht alles, sondern subtile Dinge, nur einzelne getroffene Entscheidungen. Für jede Entscheidung jedes Menschen gibt es dann ein (Parallel-)Universum, ja es gibt eines für jeden denkbaren (und nicht denkbaren) Zustand und alle seine Entwicklungsmöglichkeiten. Man spricht hier von der Multiversumstheorie, die den blöden Nachteil hat, dass sie nicht bewiesen werden kann. Aber wenn man die Gedankengänge zum freien Willen mit ihr verbindet, erhält man auf die in Bezug auf die Multiversumstheorie häufig gestellte Frage „Aber wie entscheidet sich, dass wir gerade in diesem Universum sind und nicht in einem beliebigen anderen?“ die faszinierende Antwort „Weil wir uns so entschieden haben“¹¹ – was ich hochgradig spannend finde.

Quantenphysik

Leider bleibt es in der Physik nicht so einfach deterministisch, wie man es in der Mittelstufe vermittelt bekommt. Sobald man in der Oberstufe atomaren Zerfall und Quantenphysik beleuchtet, stellt man fest, dass manche Vorgänge weder berechenbar noch überhaupt messbar sind. Nach unserem heutigen Kenntnisstand wird es niemals möglich sein, zu berechnen, welches Atom als nächstes zerfällt – echter Zufall. Schlimmer noch, die Heisenbergsche Unschärferelation besagt, dass es prinzipiell unmöglich ist, auf einer gewissen Ebene genaue Messungen durchzuführen. Das auf der großen, makroskopischen Ebene so berechenbar erscheinende Universum entzieht sich im Kleinen jedem Zugriff.

Diese „Lücken“ im deterministischen Weltbild lassen sich jetzt durch vieles füllen. Vielleicht wirkt der freie Wille des Menschen genau durch diesen in die Welt hinein – man weiß es nicht. Vielleicht wirkt auch Gott, ein göttliches Wesen oder ein gottesähnliches Konzept dadurch. Oder schlicht Zufall. Ab hier ist eigentlich nur noch die Frage, wie man es nennen möchte.

Die falsche Frage

Die Physik gibt also auch keine klare Antwort auf die Existenz von freiem Willen; wir sind wieder am Anfang. Dennoch möchte ich die Frage stellen, ob es überhaupt einen praktischen Unterschied macht, ob der Mensch jetzt echten freien Willen hat, oder ob dieser nicht existiert und höchstens Einbildung der Menschen ist.

Im Deutsch-Unterricht haben wir dazu anhand von Ausschnitten aus NIETZSCHES Werk *Götzen-Dämmerung* eine interessante Diskussion geführt. Nietzsche argumentiert ebenfalls auf der Seite der Materialisten, dass der Mensch keinen freien Willen hat. Mein damaliger Lehrer stand Nietzsche entgegen, und hat gefragt, was uns denn dann an moralische Standards bindet, was uns daran hindert, jetzt amoralische Dinge zu tun, was unsere Zivilisation aufrechterhält – wenn es nicht freier Wille wäre, der uns an objektive moralischen Standards binden würde.

Der Punkt ist: Nichts hindert uns daran. Aber umgekehrt: Wenn wir einen freien Willen haben, was würde uns *dann* daran hindern, wo wir uns doch frei dafür entscheiden könnten. In der Theorie wäre es vielleicht ganz nett, mit Sicherheit zu wissen, ob unser freier Wille wirklich frei ist oder ob unsere Entscheidungen in der materiellen Welt verhaftet sind. In der Praxis jedoch ist es vollkommen egal, ob ein echter oder ein eingebildeter freier Wille die Entscheidung getroffen hat – ob mein wirklich existenter freier Wille sich an moralische Standards hält, weil er sich so entschieden hat, oder ob mein eingebildeter freier Wille das nur zufällig tut, weil

¹¹Zumindest mit gewissen Einschränkungen. Ich bitte auch das anthropische Prinzip zu beachten: „Jedes intelligente Lebewesen, welches ist, kann sich selbst nur dort vorfinden, wo intelligentes Leben möglich ist.“ (JOHN LESLIE)

eine mehr oder weniger deterministische Welt ihn dazu zwingt.

Und genauso wird auch jede Frage nach Schicksal irrelevant, das letztendlich nur eine andere Seite der Medaille ist. Viel relevanter ist nur die Frage, in welchem Rahmen unsere Entscheidungen, wie immer sie zustande gekommen sind, Einfluss auf die Realität haben können – und wie unsere Entscheidungen von denen anderer beeinflusst werden.

Mir persönlich ist relativ egal, ob da jetzt freier Wille wirkt oder schlicht logische, physikalische Kausalität – ich weiß, welche Menschen mich geprägt haben, woher ich meine Werte nehme, und auch, warum ich welche Entscheidungen getroffen habe. Und ich weiß genauso, dass

umgekehrt auch meine Entscheidungen und damit Handlungen Auswirkungen auf das Leben vieler anderer Menschen haben. Es ist mir auch egal, ob da auf einer Quanten-Ebene Gott Einfluss auf die Realität nimmt, oder ob das schlicht Zufall ist – ich weiß, dass mich das nicht der Macht meiner Entscheidungen beraubt, die nämlich immer noch relevant sind.

Dennoch glaube ich, dass andere Menschen diese Fragen anders und vielleicht weitaus pessimistischer beantworten würden – und wie eine solche Antwort im Detail ausfällt, sagt dann wiederum viel über diese Menschen aus!

Es tut mir ein bisschen Leid, dass ich in eine Meta-Debatte abgleite, und bevor hier aus Küchen-

Philosophie Küchen-Psychologie wird, möchte ich diese Episode mit dem Aufruf beenden, sich selbst mal Gedanken zu dem Themenkomplex zu machen – gerne über die Frage, ob es freien Willen gibt, aber wichtiger noch darüber, welchen Einfluss unsere Entscheidungen haben (können).

Und dann freue ich mich darauf, in einer der nächsten Ausgaben ein bisschen über Erkenntnistheorie zu philosophieren.

-
- [1] **Kranhold, Florian.** *Aboliturum Arbitrium.* NEOLOGISMUS, Oktober 2013, S. 7-9
 - [2] **Buhr, Jannik.** *Liberum Arbitrium.* NEOLOGISMUS, Oktober 2013, S. 6f.
 - [3] **Adams, Douglas.** *Das Restaurant am Ende des Universums.* Wilhelm Heyne Verlag, München 2008, S. 77f.

KREATIV

Vier Weihnachtsgedichte

VON LUKAS HEIMANN

Fußball

Über den Rasen rasen
die 22 Nasen
der runden Kugel hinterher –
die ist heute seltsam schwer

Das Spiel dauert 90 Minuten,
in denen sich die Spieler sputen.
Erst zeitlich ganz kurz vor Schluss
kommt es dann zum Torschuss

Es fliegt der Ball, rasant gekickt
trifft den Pfosten – ungeschickt! –
und zerplatzt dann grad da
genau wie 'ne Piñata.

Aus dieser fallen Süßigkeiten,
um die die Spieler müßig streiten.
„Apfel, Nuss und Zimtstern
essen Fußballer bestimmt gern!“,

ruft in dem Gedränge,
der Schiedsrichter zur Menge.
Und er zieht sein Trikot aus
und steht da, er, der Nikolaus.

Nachts im Auto

Des Nachts der Schnee vom Himmel fällt
– wir im Auto durch die Stadt –,
Nebel umhüllt dicht die Welt,
sodass man wenig Sicht hat.

Ein Licht erleuchtet rot den Nebel
'ne rote Ampel, ungebeten.
Und während wir am Hilton hielten,
hallten droben die Trompeten.

Wir warten also, Zeit vergeht,
während unserer Auto steht.
Doch die Ampel springt nicht um,
und wir sitzen wartend, stumm.

Nach einer Weile steh' ich auf,
steige aus dem Auto. Drauf
gehe ich zur Ampel hin –
ich will seh'n, was da nicht stimmt.

Doch dann erkenne ich das Licht:
Klar, das was wir seh'n hier,
Ist sicherlich 'ne Ampel nicht,
doch Rudolf, ja, das Rentier.





Foto: Plashing Vole – flickr.com (CC BY-NC-SA 2.0)

Werbung

Die Haare wallen wild im Wind,
die blonde Mähne, ungetrimmt,
Perfektion – gewiss.
Doch da – erschreckend – Spliss!

Doch nein, ein Shampoo fällt darnieder
wie der Schnee an kaltem Tag.
Engel singen Weihnachtslieder,
die der Kunde mag.

Wenn man der Flasche Saum knufft,
dass aus ihr weißer Schaum flufft,
ja dann erwacht die Raum-Luft
mit süßem Weihnachtsbaumduft.

Das Shampoo trifft die blonden Haare
und ein Wasserstrahl zugleich.
Sie werden schöner dank der Ware:
sanft, geschmeidig, wunder-weich.

„Cut!“, der Werbespot zu Ende.
Der Regisseur reibt sich die Hände,
denn es liegt mit 'ner Perücke
der Star des Stücks in seiner Krippe.

Was ich schon etwas trist find' –
es ist schließlich das Christkind.

Ein Restaurant

In einem Wald an einer Tanne
steht versteckt ein großes Haus.
Man hört das klirren einer Pfanne –
nur Kenner kennen sich hier aus!

Doch wenn die ersten Flocken fallen
zu Beginn der Weihnachtszeit
füllen sich die hohen Hallen
und ein Kellner steht bereit.

„Tisch 24, für Sie reserviert!“,
sagt der kleine Kellner-Mann,
als er die Karte präsentiert;
er hat nur grüne Kleidung an ...

Bald ist bestellt, was man verzehrt,
'nen guten Hauptgang muss man buchen!
Doch essentiell, ja, zum Dessert,
gibt es nur Lebkuchen-Kuchen.

Der Inhaber mit roter Robe
Serviert höchstselbst den Wein achtsam.
Sagt „Ho, ho, ho“ – es herrscht Getobe,
er ist – sieh an – der Weihnachtsmann!